

Glücksforschung und das gute Leben?

ANNETTE BARKHAUS*

Korreferat zum Beitrag von Johannes Hirata

Seit den 60er Jahren hat sich eine beeindruckende empirische Forschung zum individuellen Glück, Subjective well-being (SWB), entwickelt. Mittlerweile werden 3300 Studien in der World Database of Happiness (www.eur.nl/fswresearch/happiness) verzeichnet. Eine eigene Zeitschrift ist entstanden, das Journal of Happiness Studies. Während Studien zur Lebensqualität (quality of life: QoL) bestimmte objektive Lebensbedingungen wie Wohnverhältnisse, Umweltverschmutzung etc. untersuchen, zielen SWB-Studien auf das subjektive Befinden des einzelnen. Und erstaunlicherweise lassen sich hier reproduzierbare Ergebnisse erzielen, die empirisch belegen, dass unterschiedliche Indikatoren zu einem höheren Maß an Glück beitragen. Auf der Makroebene sind dies soziale Faktoren wie beispielsweise Gerechtigkeit und Freiheit; auf einer Mesoebene lassen sich institutionelle Faktoren wie Selbstbestimmung im Arbeitsleben anführen, und auf einer Mikroebene zählen dazu persönliche Fähigkeiten wie Unabhängigkeit und soziale Fähigkeiten (Veenhoven 2003).

Angesichts der umfassenden empirischen Forschung ist der Ansatz von Johannes Hirata nur zu unterstützen, den Ertrag der empirischen Glücksforschung für die Wirtschaftsethik auszuloten. In den letzten Jahren ist eine Verbindung von empirischer Glücksforschung und ökonomischer Forschung bereits angestrebt worden (vgl. u.a. Frey/Stutzer 2002). Hirata erhebt jedoch einen weitergehenden Anspruch. Er zielt auf die Grundfesten des ökonomischen Paradigmas, indem er das in den Wirtschaftswissenschaften in der Regel zugrunde gelegte Prinzip der Nutzenmaximierung in Frage stellt. Dabei sieht er die Rolle der empirischen Forschung darin, (1) bestimmte theoretische Argumente mit empirischer Evidenz zu untermauern und (2) die weit reichende Übereinstimmung von Forderungen, die eine utilitaristische und eine Kantische Ethik aufstellen, zeigen zu können.

Hirata liefert zahlreiche empirische Evidenzen gegen die Annahme einer bloßen Nutzenmaximierung als handlungsleitendes Movens und für die Annahme eines freien Willen. Mit Kant räumt er jedoch selbst ein, dass „wie reine Vernunft praktisch sein könne, das zu erklären, dazu ist alle menschliche Vernunft gänzlich unvermögend“ (Kant GMS: 93). Daher kann die empirische Forschung allein Plausibilitätsargumente zur Untermauerung theoretischer Argumente liefern, die in diesem Fall die Kantische Position mit der Annahme von Freiheit stützen. Hirata ist zuzustimmen, dass die empirische Forschung von begrenzter Reichweite ist. Aber in welcher Weise kann sie

* Dr. Annette Barkhaus, Franz-Braßart-Str. 18, 50859 Köln, 0221 5890839, E-Mail: annette.barkhaus@gmx.de, Forschungsschwerpunkte: Philosophischen Anthropologie, Sozialphilosophie und angewandte Ethik

dann von Bedeutung für die Ethik sein? Und lassen sich zwei diametral entgegengesetzte Ethiken wie die utilitaristische und die kantische über die empirische Forschung zusammenführen? Drei kritische Punkte möchte ich an dieser Stelle anmerken.

- (1) Das zugrunde liegende Prinzip beider Ethik ist bekanntermaßen grundverschieden. Während die utilitaristische Ethik auf dem Nützlichkeitsprinzip gründet, beruht die Kantische Ethik auf dem Kategorischen Imperativ. Für Kant zeichnet sich Autonomie gerade darin aus, von allen Antrieben und Interessen als Formen der Fremdbestimmung zu abstrahieren. Damit ist die Begründung moralischen Handelns eine vollständig andere. Auf dieser Ebene lässt sich auch durch empirische Forschung keine Brücke bauen.
- (2) Nun ließe sich dagegen halten, dass es hier nicht um die Begründung von Moral gehe, sondern vielmehr um die Frage nach dem Glück des einzelnen Menschen. Diese ursprünglich aus der Antike stammende Frage überschreitet Moral im engeren Sinne. Kant hatte sie folgeschwer aus der Philosophie ausgeschlossen. Fragen des Glücks erschienen ihm nicht allgemeingültig beantwortbar: „Alles scheinbare Vernünfteln a priori ist hier im Grunde nichts, als durch Induktion zur Allgemeinheit erhobene Erfahrung, welche Allgemeinheit (...) noch dazu so kümmerlich ist, dass man einem jeden unendlich viele Ausnahmen erlauben muss (...) und um am Ende doch nur durch seinen, oder anderer ihrer Schaden klug zu werden“ (Kant: MdS A8).¹ Die Frage nach dem Glück im Sinne eines dauerhaft gelingenden Lebens blieb seitdem fast vollständig aus der Philosophie ausgeschlossen. Die sich fortschreitende kapitalistische Wirtschafts- und Weltordnung hat diese Leerstelle besetzt: Nutzen- bzw. Glücksmaximierung wurde als Einkommensmaximierung verstanden, um damit seine Bedürfnisse erfüllen zu können. Das Problem liegt daher in meinen Augen im Unterschied zur Position Hiratas nicht in der Frage, ob eine utilitaristische Ethik deterministisch sei und im Unterschied zu Kant und zu unserer Alltagserfahrung den freien Willen negiere. Die eigentliche Frage besteht darin, ob wir überhaupt etwas über das gute Leben des einzelnen Menschen aussagen können.
- (3) Hier schließt sich mein letzter Punkt an. Vorausgeschickt sei, dass mittlerweile eine „Wiederkehr der Frage nach dem guten Leben“ (Seel 1991) in der Philosophie der letzten Jahren zu beobachten ist. Insbesondere vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, wie der Begriff der „valued happiness“ von Hirata zu verstehen ist. Der Begriff schließt das subjektive Wohlbefinden (SWB) mit ein; jedoch sind beide Begriffe nicht deckungsgleich. Hirata führt an dieser Stelle das Moment der Reflexion bzw. der reflektierten Zustimmung der einzelnen Person ein. Er plausibilisiert die Einführung dieses Elements mit dem Beispiel eines Sklaven, der bei einem gutwilligen Herrn glücklicher oder zufriedener ist als bei einem weniger gutwilligen. Aber genau an dieser Stelle hätte ich mir eine weitergehende empirische Abstützung erhofft. Nur dann lässt sich der Schluss Hiratas empirisch untermauern, dass das Maß an subjektivem Wohlbefinden (SWB) mehr oder weniger

¹ Vgl. u.a.: „Nun ist das Bewusstsein eines vernünftigen Wesens von der Annehmlichkeit des Lebens, die ununterbrochen sein Dasein begleitet, die Glückseligkeit“ (Kant: KpV A 40). Diese Aussage zeigt die hedonistische Verkürzung des Glücksbegriffs bei Kant.

der „valued happiness“ entspricht. Hier wird zugleich die Notwendigkeit vertiefter Überlegungen zum Begriff des Glücks im Sinne des guten Lebens deutlich.

Das Glück ist und bleibt eine sperrige Angelegenheit. Im Alltag entzieht es sich vielfach dem Zugriff des Einzelnen; aber auch theoretisch erscheint es nicht einfach, einen klaren Begriff vom Glück zu entwickeln. Vermutlich gelingt die Bearbeitung nur, wenn wir uns nicht nur über alte Dichotomien (Determinismus vs. Freiheit) streiten, sondern vielmehr versuchen, tragfähige Antworten für das „Glück in der Moderne“ zu finden. Dazu bedarf es aber eines revidierten Begriffs von Autonomie (Seel 2002) und eines Selbstverständnisses, das Glück im Vollzug (Thomä 2003) und nicht länger in der Bedürfnisbefriedigung sucht.

Literaturverzeichnis

- Frey, Bruno S./Stutzer, Alois* (2002): What can Economists Learn from Happiness Research?, in: *Journal of Economic Literature* XL (June), 402-435.
- Kant, Immanuel* (GMS 1999): *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten*. Mit einer Einleitung hg. v. Bernd Kraft und Dieter Schönecker, Hamburg.
- Ders.* (MdS 1991): *Die Metaphysik der Sitten*. Werkausgabe Bd. VIII. Hg. von Wilhelm Weischedel, Frankfurt a. M.
- Ders.* (KpV 1974): *Kritik der praktischen Vernunft*. Werkausgabe Bd. VII. Hg. von Wilhelm Weischedel, Frankfurt a.M.
- Seel, Martin* (1991): Die Wiederkehr der Ethik des guten Lebens. In: *Merkur* 45/1, 42-49.
- Ders.* (2002): Sich bestimmen lassen. Ein revidierter Begriff von Selbstbestimmung, in: *ders.: Sich bestimmen lassen. Studien zur theoretischen und praktischen Philosophie*. Frankfurt a.M., 279-299.
- Thomä, Dieter* (2003): *Vom Glück in der Moderne*. Frankfurt a.M.
- Veenhoven, Ruut* (2003): Happiness, in: *The Psychologist* 16/3, 128-129.